

Textauszüge aus „Fukushima – Glückliche Insel“

Westliche kühle Winde strichen mäßig über die Hauptinsel Japans hinweg und wanderten auf den Pazifik hinaus. Sanft bewegt war das Meer, Schiffe fuhren in die Häfen ein und andere verließen sie, Flugzeuge landeten und starteten, Autoverkehr pulsierte durch Tokyos Straßengeflecht, die Temperatur betrug acht Grad Celsius, Züge brachten im genau berechneten Zeittakt Menschen zur Arbeit oder zu Shopping-Centern, Schulkinder fuhren nach Hause, Menschen wurden krank, Menschen starben, Menschen wurden geboren, Menschen organisierten ihr Leben und das Leben anderer. Ein riesiger Organismus baute Zellen auf, baute sie ab und erneuerte sie, verleibte sich ein, was er für seine Reproduktion benötigte, schied das Überflüssige aus. So regenerierte er sich immer wieder und hielt sich am Rande des drohenden Kollaps in einem träumerischen Gleichgewicht.

Schon seit vielen Jahrzehnten war es so, und das war die Normalität, die sich längst zu einer festen Größe erhoben hatte, zu dem allgegenwärtigen Bewusstsein, das den drohenden Abgrund verneinte, das sich im Glanz seiner Überlegenheit sonnte und das sich über die Natur erhob, über die Vulkane, selbst über den schneebedeckten Fuji, der schon so lange schlief. Diese zivilisatorische Größe prahlte mit aufgeschütteten Inseln, mit gewonnenem Land, das dem Freizeitvergnügen diente, sie sicherte sich ihre Überlegenheit durch Tsunami-Wälle, gewaltige Stauseen im Gebirge, sie setzte Zeichen durch himmelhoch strebende Monumente menschlicher Baukunst und erhob schließlich die Fackel, die sie der Sonne entrissen hatte - gefesselte atomare Energie.

Dann passierte es, brach ins Alltägliche als neue Wirklichkeit ein, saugte die alte Wirklichkeit in sich auf und verwandelte sie...

Eine Mutter im Supermarkt mit vollem Einkaufswagen, in den Gedanken schon bei den heimgeblieben Kindern. Zu Hause das Kind, das mit der Freundin gerade beginnt, für seine Puppen einen Kuchen zu backen. Da, das Haus rutscht weg, komisch, jetzt rutscht es in die andere Richtung, unheimlich, das Kindermädchen kommt schreiend ins Wohnzimmer gelaufen, die große Schwester des Mädchens blass hinterher. Das ist wie ein Karussell, das zur Achterbahn wird, denkt das Mädchen. Der Boden rollt weg - immer wieder. Die Wände des Hauses knarzen. Das Mädchen lacht hysterisch. »Müssen wir jetzt sterben?« Die Kinder werden vom Kindermädchen in den Garten gezerrt.

Im Supermarkt kommt die Mutter aus dem Gleichgewicht, vollgepackte Regale fallen um, andere werden von Verkäuferinnen gehalten, die Mutter taumelt in Richtung Ausgang, lässt alles stehen. Sie will nur eines: hin zu ihren Kindern. Sie rennt. Der Vater hoch über der Erde - im Turm, der biegt sich und wackelt und wackelt... Monitore rutschen von Tischen, Aktenordner fallen aus Regalen, der Vater hält sich am Schreibtisch fest, seine Mitarbeiter knien auf dem Boden, suchen Schutz unter Tischen, das Gebäude stöhnt auf und schwankt wie ein Schiff im Sturm. Kein Rütteln oder Scheppern, sondern Krachen und Ächzen des Betons unter Höchstspannung: ein gequältes Tier bäumt sich auf. Eine riesige Hollywoodschaukel schwingt zum Meer hinaus und wieder zurück, Panoramablick: Hochhäuser, die schwanken wie Bambus im Wind.

Mitten in der Stadt, unter der Erde, bremst kreischend die Bahn. Menschen warten gedrängt - Ruhe bewahren! Von einer unsichtbaren Faust wird der Waggon geschüttelt, das Licht fällt aus, erste Schreie. Die Frau klammert sich an eine Stange, Körper drücken gegen sie, sie sieht nichts, sie spürt nur die nicht nachlassenden Stöße oben und unten - überall. Es ist dunkel und etwas arbeitet in der Erde, etwas Ungeheuerliches, sie kann nichts denken, nur dies eine: Ist das wahr oder ein Film? Warum bin ich hier? Ist das das Ende? Dann denkt sie an ihre Eltern und an ihren Freund in der Ferne, schließlich ist in ihrem Kopf nur noch Platz für einen Gedanken: Raus hier!

Auf den Straßen ein ausländischer Mann, auf dem Weg zurück zur Arbeit. Der Boden wird ihm unter den Füßen weggezogen. Er wird nach vorne geworfen. Er sieht sich um: das Hochhaus auf dem Hügel scheint sich zu bewegen, alles bewegt sich, Geräusche von schepperndem Metall, explodierenden Glasscheiben, verzweifelte

Schreie einer jungen Frau auf der Straßenkreuzung. Aber sonst nur erstarrte, ausdruckslose Gesichter, alles Einzelne. Der Mann schaut sich um, wie in einem Traum, er hat schon viel erlebt, aber das... – ringsherum schwankende Gebäude und Verkehrs-ampeln. Sirenen heulen auf. Es ist das große Beben, auf das wir vorbereitet sein sollten, aber nicht sind, denkt der Mann, jetzt ist es da. Er schwankt, alle schwanken. In diesem Moment fühlt sich der Mann mit allen verbunden trotz der jetzt überall ertönenden Lautsprecherdurchsagen auf Japanisch, die er nicht versteht.

In die Schaltzentrale von Block 1 war eine unheimliche Ruhe eingekehrt. Die Mannschaft, die hier von der Außenwelt abgesperrt im Halbdunkel ausharrte, wusste jetzt vom Tsunami und seinen Zerstörungen. Die beiden vermissten Männer waren aus dem Turbinengebäude geborgen worden. Sie waren mit Kontrollarbeiten beschäftigt gewesen, als sie das Erdbeben überrascht hatte. Die Schweißnähte der Rohrleitungen waren geplatzt, Kühlwasser war ausgelaufen, dann war auch noch von außen Wasser eingebrochen, keiner wusste woher, und hatte die Räume geflutet. Einer der Arbeiter wäre beinahe ertrunken, der andere hatte eine schwere Schädelverletzung erlitten. Sato, der leitende Ingenieur hatte die Zentrale mit allen notwendigen Informationen versorgt und Hilfe angefordert. Die notdürftig versorgten Schwerverletzten brauchten dringend ärztliche Hilfe. Aber angesichts eines Atomunfalls, der sich zur nationalen Katastrophe ausweiten konnte, hatten andere Maßnahmen Vorrang. Die Kontrolle war nur über elektrische Energie wiederherzustellen. Dieses Atomkraftwerk, das Hunderttausenden Energie lieferte, konnte sich selbst nicht mit Strom versorgen. Da man ihnen anscheinend von außen nicht helfen konnte, hatte Sato Notbatterien aus LKWs ausbauen lassen, was seinen Mitarbeitern schier übermenschliche Kräfte abverlangt hatte, denn sie mussten sich durch Schutt und Wasser zu den geparkten Wagen durcharbeiten. Ölverschmiert hatten sie die Batterien an die Kontrollinstrumente angeschlossen. Der Füllstand hatte einen unerwartet hohen Wasserpegel angezeigt, was im Kontrollraum zunächst für Erleichterung gesorgt hatte. Die zurückgefahrenen Brennstäbe waren also mit Wasser bedeckt. Doch dann war die Wasserstandsanzeige weiter angestiegen. Dafür gab es keine Erklärung. Aufgrund der Lecks im Kühlsystem war das Umgekehrte wahrscheinlicher. Das Instrument konnte nicht funktionieren.

Sato musste nun vom Allerschlimmsten ausgehen. Notstromgeneratoren hatte er schon bei der Zentrale angefordert. Damit könnte dann der Kühlwasserkreislauf wieder in Gang gesetzt oder Wasser hineingepumpt werden. Den Wettlauf mit der Zeit durften sie jetzt nicht verlieren.

Während Sato die Notfallinstruktionen wiederholt durchblättert, drückt er die Signaltaste der Standleitung. Es war der einzige Kommunikationsweg zur Außenwelt, der ihnen geblieben war. Wiederholt bat er, zur Werksleitung durchgestellt zu werden. Es meldete sich eine Bürokratenstimme: »Es tut mir leid, aber wir bearbeiten gerade noch andere Vorgänge.«

Jetzt packte ihn die Wut. Er brüllte in die Anlage: »Wenn ich nicht sofort mit der Werksleitung verbunden werde, ziehe ich meine Leute ab.«

Das tat Wirkung. Der stellvertretende Werksleiter meldete sich sofort: »Wir haben Ihre Anfrage an die Einsatzleitstelle Fukushima weitergegeben. Die Notstromgeneratoren aus anderen Kraftwerken sind bisher jedoch nicht angekommen. Sie stecken im Verkehr fest. Auch die Streitkräfte mit ihren Geräten kommen nicht durch. Es wird jetzt versucht, einen Generator mit dem Hubschrauber einzufliegen.«

»Dann sagen Sie mir jetzt, was ich tun soll! Die Kernbrennstäbe liegen frei!«

Nach einiger Wartezeit antwortete eine zögernde, tonlose Stimme: »Es tut mir leid, ich weiß es nicht... « Und dann schien aus dem Mann am anderen Ende der Leitung die schiere Verzweiflung zu sprechen: »Wir sind überfordert, die beiden anderen Reaktoren sind in einer ähnlichen Lage. Alle Sicherheitssysteme haben versagt. Wir waren darauf nicht vorbereitet.«

Sato sank fassungslos in seinen Stuhl zurück, sagte nichts mehr. Das Gespräch war beendet.

Also hatten Reaktor 2 und 3 die gleichen Probleme. Die drei Reaktoren standen alle dicht nebeneinander. Würde einer der Reaktorblöcke explodieren, dann könnte er auch die Hüllen der anderen sprengen. Eine Kettenreaktion würde in Gang gesetzt werden, die zu einer unvorstellbaren, nie da gewesenen Katastrophe führen würde.

Während er niedergeschmettert da saß, gingen wieder die Lichter im Kommandoraum an. Es wurde Strom geliefert. Die Techniker stellten fest, dass eine grüne Lampe aufleuchtete. Das war der Notkondensator, der Teil im

Kühlsystem, der auch ohne Strom funktionierte. Offenbar hatten sie vergessen, das Ventil zu öffnen. Das ganze System konnte explodieren, wenn es durch den Reaktor überhitzt wurde.

»Öffnen!«, schrie Sato.

Eine Außenkamera zeigte den abgelassenen Wasserdampf. Doch nach einer Weile trat kein Dampf mehr aus. Kein Kühlwasser mehr, schoss es Sato durch den Kopf. Knock-out – Ende. Wenn es nur seines und das seiner Mannschaft wäre. Aber jede seiner Entscheidungen bedeutete die Rettung oder den Untergang des ganzen Landes. Er zwang sich zu einer logischen Lageanalyse. Wenn es kein Kühlwasser mehr gab, mussten die Ventile geöffnet bleiben. Gäbe es noch Reste von Wasser, dann könnte durch Schließen der Ventile die Kernschmelze verlangsamt werden, aber dann bestand die Gefahr, dass der Kondensator explodieren würde und Risse in der Reaktorhülle entstünden. Sato ordnete an: »Ventile schließen!«

Einer der Mitarbeiter schlug vor: »Wir könnten mit den funktionierenden Feuerlöschpumpen Wasser in den Kühlkreislauf einleiten.«

Satos Gesicht hellte sich ein wenig auf. Vielleicht könnte das Feuerlöschwasser die Überhitzung des Reaktors hinauszögern. Er nickte und bat um Freiwillige. Wieder meldeten sich die Ältesten seiner Mitarbeiter. Das war jetzt ein Einsatz im ungeschützten Außenbereich, in dem schon eine hohe Strahlendosis gemessen wurde.

Wahrscheinlich hatte der Reaktor schon Risse.

Sato befahl den Freiwilligen: »Legen Sie Ihre Strahlenschutzanzüge an!«

Sato wusste, es würde nicht lange dauern, dann würde der unsichtbare Feind auch in das Innere der Schaltzentrale eindringen.

Heimlich schlich es sich von Norden heran, mischte sich mit dem morgendlich aufsteigenden Dunst, wanderte hoch in die Wolken, unerkant, unsichtbar, schwärmte aufs Meer hinaus und aufs Land, um sich mit Wasser und Erdreich zu vermischen, um in die Pflanzen, Tiere und Menschen einzudringen, nicht vernehmbar, nicht spürbar, beinahe zärtlich die ersten Stellungen erobernd, nur Vorhut der sanften, kalten, bald nachfolgenden Kraft, des im Ei noch schlummernden Ungeheuers, das nicht von außen angriff, sondern sich in innere Angelegenheiten einmischte, nicht schnell, nicht heftig, sondern mit dem langen Atem derer, die unendlich viel Zeit haben.

Schweigsam fuhren sie am Meer entlang, durch eine einsame, stille, grau verhangene Landschaft. Irgendwann wurde ein Zeichen gegeben, und die Männer setzten ihre Atemmasken auf. Jeanne und Claude hatten sie der Tarnung halber schon vorher lose angelegt. Jetzt mussten sie festgezurrert werden. Jeanne spürte beim Atmen durch die Maske einen leichten Widerstand, auch schwitzte sie in dem viel zu engen Kunststoffanzug. Indem sie bewusst ruhig weiteratmete, versuchte sie sich zu beruhigen. Die Ausrüstung vermittelte ihr wenigstens ein vages Gefühl von Sicherheit. Durch die Fensterscheiben sah sie, wie sie sich einem gewaltigen Kran näherten, der neben einer Betonruine stand, deren Dach abgesprengt war, als sei es von einem schweren Luftangriff getroffen worden. Auf der Freifläche, auf der sie anhielten, standen Tanklasten, Panzerfahrzeuge und LKWs.

Claude und Jeanne folgten den aussteigenden Arbeitern. Jeanne sah sich um. Hinter dem Gelände zeichnete sich in der Ferne der hohe Betonwall ab, der den Tsunami nicht hatte bezwingen können. Dahinter lag das Meer, ruhig wie ein Raubtier nach seiner nächtlichen Jagd. Die Reaktorgebäude waren in Wasserdampf gehüllt. Sie wurden aus Schläuchen der Tanklasten und aus den Metallrohren der Wasserwerfer besprengt. Ein Mann in weißem Schutzanzug kam auf sie zu. Jeanne konnte nur seine Augen durch die Maske erkennen. Man hörte ihn dumpf etwas sagen. Claude näherte sich seiner Maske, um ihn zu verstehen und nickte Jeanne zu. Er versuchte ihm klarzumachen, dass sie Journalisten seien und mit der Werksleitung sprechen wollten. Der Mann, anscheinend ein Ingenieur, schien Englisch zu verstehen, Er winkte ab und gab Claude zu verstehen, dass sie das Gelände verlassen müssten. Jeanne fragte, ob er etwas über den Ablauf des Unfalls und die Arbeiten sagen könnte und ob er zu den berühmten *Fukushima 50* gehöre, über die seit einigen Tagen in der Presse berichtet werde. Der Mann wirkte verlegen, sagte, er sei nicht der Richtige für das Interview. Sein Chef, der leitende Ingenieur des Reaktors

1, könnte das besser. Wo dieser denn sei, fragte Claude. Er sei nicht mehr hier. Er habe einen Unfall gehabt und liege jetzt in einem Krankenhaus in Minami Soma. Noch einmal signalisierte der Mann nachdrücklich, dass sie das Gelände verlassen müssten und ließ sie dann stehen.

Claude holte eine Kamera aus seiner Hosentasche. Jeanne betrachtete die Arbeiten an den Reaktorblöcken. Dabei fühlte sie sich wie die Braut des *Barbe-Bleue*, die das verbotene Zimmer mit den Frauenleichen betritt. Die Wartezeit auf die Rückfahrt erschien ihr wie die perspektivische Verkürzung ihrer gesamten Lebenszeit. Auch Claude wirkte erleichtert, als die Frühschicht anrückte und sie zur Rückfahrt aufgefordert wurden.

Hans kam zu seinem Vater und strich etwas verlegen mit seiner Hand über den Schreibtisch. »Wir haben unten schon gedeckt. Gleich gibt es Frühstück.«

Er zögerte etwas, bewegte sich von einem Bein auf das andere.

Lars merkte, dass sein Sohn etwas auf dem Herzen hatte. »Und, was gibt's?«

»Ich hatte Alpträume. Eine riesige Welle kam zu uns den Hügel rauf.«

»Komm mal her!« Lars zog seinen Sohn zu sich hin, aber der wollte sich offenbar nicht auf seinen Schoß setzen. War in dem Alter wohl nicht mehr angesagt.

»*Otō-san*, wie ist das eigentlich mit den Atomen, sind die gefährlich?«

Darüber hatten sie noch nie gesprochen.

»Atome sind unsere Natur. Alles besteht aus Atomen. Aber wenn mit denen etwas durcheinander kommt, dann können sie für uns Menschen auch gefährlich werden.«

Forschend richteten sich die dunklen Augen seines Sohnes auf ihn. »Hast du bei deiner Arbeit schon einmal Atome durcheinandergebracht?«

Lars fuhr sich nachdenklich durch seine langen Haare. Dann gab er sich einen Ruck: »Ja, das habe ich schon mal gemacht, und das muss ich ab und zu auch mal machen. Wir Wissenschaftler müssen manchmal etwas durcheinanderbringen, sonst können wir nichts entdecken.«

»Und ist das gefährlich?«

»Nun, das sind nur ganz kleine Mengen von gefährlichen Strahlen, die einem nicht wehtun können.«

»Aber die Strahlen auf der anderen Seite von Honshu, was ist mit denen?«

Lars fühlte sich unwohl. »Wir wissen nicht viel darüber. Da ist etwas schief gelaufen, was normalerweise funktioniert. Das hat der Tsunami und das Erdbeben gemacht. Aber ich glaube, dass das repariert werden kann.«

»Und was passiert, wenn die das nicht reparieren können?«

Sein Vater blickte länger aus dem Fenster und wandte sich dann wieder an seinen Sohn. »Weisst du, es gibt Teilchen, die strahlen zwar stark, aber dafür nicht so lange, und nach ein paar Wochen ist dann alles wieder gut, und...«, er holte tief Luft, »... es gibt solche, die länger strahlen.«

»Wie lange?«

»Die meisten vielleicht 30 Jahre, danach wird es besser. Aber es gibt noch andere, aber davon gibt es nicht so viele, und die sind gut verschlossen.«

»Und wie kann man die verschließen?«

»Sie befinden sich in einer ganz, ganz dicken Glocke aus Stahl und Beton, und diese Behälter werden unter der Erde aufbewahrt. Da kann eigentlich nichts durchkommen.«

Durch die offene Tür hörten sie Sakis Stimme: »Hey, ihr da oben, wo bleibt ihr?«

Als sie die Treppe heruntergekommen waren, gingen sie in das Tatami-Zimmer. Einmal in der Woche aßen sie hier. In der Einrichtung des Raumes steckte viel Arbeit. Sie hatten in das Zimmer einen zweiten höheren Fußboden eingezogen, der mit Tatamimatten bedeckt war. In die Mitte war eine rechteckige Öffnung eingelassen, in der sich ein Tisch hydraulisch ein- und ausfahren ließ. Die Ränder, auf denen Sitzkissen angebracht waren, ließen genug Platz, um die Beine unter dem Tisch auszustrecken. Hans durfte den elektrischen Schalter betätigen, mit dem der gedeckte Tisch nun hochgefahren wurde. Während Saki und Hans in der typischen japanischen Hockhaltung Platz nahmen, ließ Lars seine langen Beine unter dem Tisch herunterbaumeln. Zum Frühstück gab es *Misosuppe*, Fisch und Reis. Lars hatte sich daran gewöhnt. In seiner Heimat hatte er auch viel Fisch gegessen, am liebsten Sprotten mit Kopf und Schwanz, wenn auch nicht zum Frühstück. Gekochte Eier gab es übrigens auch. Nur Frühstücksbrötchen fehlten, aber auch daran kann man sich gewöhnen.

Saki lächelte ihren Mann aus halb geschlossenen Augenwinkeln an und schob ihm dann kauend den roten Kaviar hin. Sie trug einen *Yukata*, hatte sich die Haare hinten mit einer Holzspange zusammengesteckt. Sie war auch in ihrem verschlafenen Zustand hübsch, duftete noch nach Bettwärme.

Die blasse Sonnenglut war im Begriff, in den Meeresdunst einzutauchen, als die beiden Agenten ankamen. Sie ließen den Wagen stehen und gingen am Strand entlang. Nach einer Weile hatten sie den Eingang zur Industrieanlage erreicht. Das Metallgatter war merkwürdigerweise nicht verschlossen. In der Dämmerung lag das Atomkraftwerk wie ein schlafendes Ungeheuer vor ihnen. Der Turm des Kraftwerks war beleuchtet und ein Licht war im Hafen zu sehen, die Positionsleuchte eines einsam liegenden Schiffes.

Sie warteten bis es dunkel wurde, dann näherten sie sich vorsichtig dem Kai. In das Klatschen der Wellen mischte sich ein sirrendes Geräusch, das vom Mast herkam. Die Positionsleuchte bewegte sich im Wind. Heartley lief geduckt am Kai entlang, Takahashi in einigem Abstand hinter ihm. Der Amerikaner schätzte die Länge des kleinen Schiffes auf etwa dreißig Meter. Am Heck konnte er die Konturen eines motorisierten Rettungsbootes erkennen. Er signalisierte seinem japanischen Kollegen zu warten, während er auf der Mole weiterschlich. Als er an Deck war, dauerte es noch eine Weile, bis er ein Zeichen gab. Außer ihnen war offenbar niemand an Bord. Der Zugang zum Brücke war abgeschlossen. Takahashi nahm seine Taschenlampe und ließ den Leuchtkegel über das Achterdeck wandern. Bald hatten sie die Ladeluke gefunden. Ein schweres Vorhängeschloss versperrte den Zugang. Takahashi kramte in seiner Jackentasche, holte eine Dose hervor, aus der er eine weiche Masse herauspulte. Während sein Kollege das Schloss anleuchtete, stopfte er die Masse mit Hilfe eines kleinen Spachtels ins Schlüsselloch und befestigte daran ein knopfartiges Gehäuse mit zwei feinen Drähten. Beide Männer gingen einige Schritte zurück in die Hocke. Dann tippte Takahashi etwas in sein Smartphone und es folgte ein verpuffender Knall wie aus einer Pistole mit Schalldämpfer. Das Schloss war aufgesprungen. Die Tür war aber so schwer, dass sie diese mühsam mit vereinten Kräften nach oben stemmen mussten.

Eine rostige Treppe führte in den muffig riechenden Laderaum. Hier lagen Kisten mit allerhand Seemannszeug, Taue und Werkzeug herum. Heartley schien der Laderaum, gemessen an der Größe des Schiffes, nicht tief genug. Gemeinsam suchten sie im Schein der Taschenlampe den Boden ab, und tatsächlich fanden sie, unter einem Berg von zusammengelegten Tauern, Fugen zwischen den Holzbohlen. Bald fand sich auch ein geeignetes Werkzeug. Mit einem Bootshaken löste Heartley ein Brett aus dem Boden. Darunter befand sich ein Hohlraum, den Takahashi mit seiner Taschenlampe ausleuchtete. Dicht beieinander lagen dort Fässer, die alle die gleiche Aufschrift hatten und ein eindeutiges Symbol: gelbes Dreieck mit schwarzem Schaufelrad. „Plutoniumabfall“, raunte Heartley Takahashi zu, „eignet sich wiederaufbereitet für Nuklearwaffen.“

Sie nahm jetzt nur noch das matt scheinende Reispapier der Wand wahr. Es schien zu ihr zu sprechen. Schatten und Linien verschwammen auf den blinden Flächen und bildeten neue Formen, erzählten von der besonderen Beschaffenheit des Materials, seinen feinsten Fasern, seiner verletzligen, hingebungsvollen Stofflichkeit, seinem natürlichen Sosein und dem Resultat seiner Veredelung durch menschliche Mühe und handwerkliche Geschicklichkeit. Wie auf einem Wandgemälde bildeten sich feine, zart durchscheinende Formen, die allmählich die Konturen von Körpern und Gegenständen annahmen: von Bauern geführte Ochsenkarren, die mit Reisstroh beladen waren, große Kessel, in denen Reisbündel gekocht wurden, silhouettenhafte Arbeiter mit breiten Strohhüten, die vor Holztafeln knieten, auf denen sie mit Messern aus den weichgekochten Zweigen elfenbeinartige Fasern herauschälten. Dort eine Werkstatt, in der Frauen anmutig die Fasern mit warmem Wasser und Bindemitteln in Wannen zu einem Brei verrührten, aus denen andere mit großen Bambussieben das Papier schöpften.

Gleichzeitig nahm Ianthe den körperlichen Schmerz wahr, den das dauerhafte Sitzen in ihren Beinen hervorrief. Schmerz war jetzt aber nur die Benennung eines Phänomens, das nicht sie selbst war, es war wie ein

Ding, das sich von außen betrachten ließ, ebenso wie das Rumoren des arbeitenden Magens eines der Mitmeditierenden, das plötzlich vernehmbar wurde. Sie hörte jetzt auch die Stille, und in die zusammengelegten Hände, die ihren Körper zu einer menschlichen Schale schlossen, ergoss sich das Unnennbare. Blitzartig kam es über sie: Die Dinge sind, was sie sind. Indem sie das dachte, zerplatzte jedoch die Blase dieser Erkenntnis und die gerade gedachten Worte verwehten wie braunes Laub. Alles schien nun verloren, aber als sie wieder ihr Mantra im Rhythmus des Atems wiederholte, war es nicht mehr Kälte, sondern Flamme, ein Fremdes und doch Urvertrautes, ihr Wesen, ihr wahres Sein, das Sein!

Am nächsten Tag traf sich Lars mit seinem Assistenten und Kaito zum Mittagessen in der Institutskantine. Sie besprachen Details zur anstehenden Veröffentlichung der Forschungsergebnisse und wie der Begutachtungsprozess möglichst zügig durchlaufen werden könne. Wieder zurück in seinem Büro arbeitete Lars die besprochenen Änderungen in den Aufsatz ein, und als alles fertig war, schickte er das Manuskript mit einer Email an den Herausgeber. Danach stand er erleichtert auf, drehte einige Runden im fensterlosen Büro, spürte dabei den Luftstrom aus der Klimaanlage, setzte sich wieder an den Computer und rief das Simulationsprogramm auf. Am Vorabend hatte er die geologischen Daten einiger Atomkraftwerke eingegeben. Er ging die Ergebnisse der Wahrscheinlichkeitsrechnung durch und stutzte. Das konnte nicht wahr sein! Ein Kraftwerk, das nur hundert Kilometer westlich von ihnen am japanischen Meer lag, war hochgradig gefährdet. Ausgerechnet eine der ältesten und anfälligsten Anlagen, die sogar mit Plutonium betrieben wurde! Die Prognose verschlug Lars den Atem: In den nächsten acht Jahren war in dieser Region mit fünfundachtzig prozentiger Wahrscheinlichkeit wieder ein sehr schweres Erdbeben zu erwarten. Nachdem er den Rechenweg und die Zahlengrundlagen noch einmal überprüft hatte, suchte er sofort die Nummer der Behörde für atomare Sicherheit heraus.

Als Ianthe das Café betrat, kam er ihr entgegen. Sie erschrak. Seine Bewegungen, seine Haltung, seine Gestik, das war nicht der Toni, den sie kannte. Aber seine Augen leuchteten für einen Moment, bevor sie sich auf die Wangen küssten. Er ging ihr voraus und führte sie zu einem abseits gelegenen Tisch. Selbst sein Gang war ein anderer, ein vorsichtiger, behäbiger. Als sie sich gegenüber saßen, fragte er nach den Kindern. Sie legte ein Geschenk auf den Tisch. »Das ist von den Kindern. Mo hatte die Idee und die Mädchen haben ihm geholfen.«

Er öffnete die Verpackung und rollte das Poster vorsichtig auseinander. Es war eine Collage von ausgeschnittenen Delphinbildern und Texten, die aus unterschiedlichen Zeitungen und Zeitschriften stammten. Toni betrachtete die Bilder. Es waren Delphine beim Schwimmen, wilde und gezähmte, welche Kunststücke vorführten; Delphine, die lachten. Ein Bild zeigte eine Gruppe – wahrscheinlich eine Familie. Darunter ein montierter Text: *Zusammen ist es schöner. Keiner ist gerne alleine. Auch Delphine nicht! Am liebsten ziehen sie gemeinsam durch die Meere.* Er fand dann auch ein hineingeklebttes Foto, das ihn im Wasser mit Cisca zeigte, wie sie beide mit begeisterten Gesichtern in die Ferne blickten, wo sie offenbar gerade die Delphingruppe sahen.

Während Ianthe über die Familiensituation in Wien berichtete, bemerkte sie, wie Toni versuchte, die Fassung zu bewahren. Sie hatte schon geahnt, dass seine Affäre nicht glücklich verlaufen war.